

# Kirche und Krise

## Online-Vortrag von Mai 2021

Seit über 30 Jahren nun bin ich in der katholischen Kirche tätig: Drei Jahrzehnte ehrenamtlich und seit fast acht Jahren als hauptberuflicher Mitarbeiter.

Und ständig hatte ich in diesen Jahren und Jahrzehnten das Gefühl: Kirche ist in der Krise. Es kommen immer weniger junge Menschen, immer mehr Katholiken treten aus ihrer Kirche aus. Es sind weniger Priester, weniger hauptberufliche Mitarbeiter vorhanden als benötigt. Reformprozesse kommen nicht in Gang oder verunglücken. Lebensnähe und Angebotsvielfalt nehmen ab. Man kann sich vieles nicht mehr leisten, was gut war und was so notwendig wäre. Die Kommunikation stimmt nicht, das Miteinander will oft nicht gelingen. Kirche also im ständigen Krisenmodus.

Nun kommt auch noch diese Corona-Pandemie daher, die so vieles in Frage stellt, was vorher üblich, logisch und unhinterfragt war. Für uns Katholiken war es ein besonders harter Schlag, dass von einem Tag auf den nächsten die gemeinsame, öffentliche Feier von Gottesdiensten, die Mitfeier der Eucharistie nicht mehr möglich war. An den Kar- und Ostertagen letztes Jahr, also an den Höhepunkten des Kirchenjahres, konnten wir uns nicht zu Gottesdiensten versammeln. Und auch jetzt noch schränken viele Einschränkungen den üblichen Gottesdienstablauf und eine gewisse Festlichkeit ein. Zahlreiche Menschen trauen sich noch immer nicht, sonntags die heilige Messe mitzufeiern.

Sehr tröstliche Gedanken fand ich in dem aktuellen Buch „Die Zeit der leeren Kirchen“ des Prager Philosophen und Hochschuleelsorgers Tomáš Halík. Er war schon zur Zeit des tschechoslowakischen Kommunismus im Untergrund als Priester tätig und hat in diesen Jahren manches Mal fast alleine, im Kreis von nur ganz wenigen die Kar- und Osterliturgie begangen. Er hat ein Gefühl dafür entwickelt, wie man sein Christ-Sein leben kann, wenn die Kirchen leer sind und das Desinteresse sehr groß ist.

Für Halik bedeutet diese Corona-Krise nicht eine alles zerstörende Katastrophe, sondern vielmehr ein Anlass, *„in die Tiefe hinabzutauchen und sich ganz wesentliche Fragen zu stellen“*. Und er fragt sich: Was macht einen Christen eigentlich zu einem Christen, wenn der traditionelle Betrieb plötzlich aufhört zu funktionieren?

Die Corona-Pandemie ist für ihn ein *„prophetisches Warnzeichen für die Zukunft der Kirche“*. Genauer befürchtet er, *„dass diese Zeit der leeren Kirchen zu einem Warnbild für eine nahe Zukunft werden kann, falls die Kirche die dringlichen Aufforderungen*

- ▷ zu einer inneren Reform,*
- ▷ zu einer radikalen Wende zum Evangelium,*
- ▷ zu einer Vertiefung ihrer Theologie, ihrer Spiritualität und ihrer pastoralen Praxis*

*nicht ernst nimmt.“*

Diese Aussage regt mich zu der Frage an, wie wir nicht einfach zum Üblichen, Gewohnten, Vertrauten zurückkehren können, sondern wie wir unser Christ-Sein im Kontext

- ▷ von Fundamentalismus, Populismus und Verschwörungstheorien*
- ▷ von Hassrede und Fake News*
- ▷ von Digitalisierung und künstlicher Intelligenz*
- ▷ von Klimawandel und weltweiter Gerechtigkeit*
- ▷ von Urbanisierung und Pluralisierung*
- ▷ von Qualitätsmanagement*
- ▷ von höherer Sensibilität für geschlechtliche Rollen*

leben können.

Natürlich muss es in unserer Kirche immer auch um die Frage gehen,

- ▷ wie wir einen christlichen Jahresablauf gestalten und die Knotenpunkte des Lebens in unserem christlichen Glauben begehen,*
- ▷ wie wir als Christen Gemeinde und Gemeinschaft leben,*
- ▷ wie wir den Glauben feiern, bezeugen und weitergeben.*

Doch ein Rückzug auf Gebote, Rituale und Institutionen alleine kann unser ständiges Bemühen, die Liebe, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit Gottes in unserem Alltag Wirklichkeit werden zu lassen, nicht einfach ersetzen.

Folgende Gedanken von Tomáš Halík fand ich in diesem Zusammenhang sehr berührend:

*„Wenn öffentliche Gottesdienste nicht gefeiert werden können, sind wir zur Solidarität mit denen angehalten, denen es nicht erlaubt ist, die Eucharistie zu empfangen.“* Und: Das erzwungene eucharistische Fasten kann auch als *„Ausdruck des Schmerzes über die Spaltung der Kirchen und der Sehnsucht nach der Einheit der Christen an einem gemeinsamen Tisch“* verstanden werden.

Die Corona-Pandemie zwang uns also zur Solidarität mit denen, die auch sonst nicht bei der Eucharistie in diese innige Gemeinschaft mit Gott und untereinander eingebunden sind.

Ich denke konsequent weiter und erlaube mir zu sagen: Die Krise mit all ihren Einschränkungen und Verboten ist eine große Einladung an uns Christen, uns solidarisch zu zeigen - solidarisch

- natürlich mit Alten, Schwachen und Kranken, die zur Zeit und auch sonst nicht kommen können,
- aber auch mit denen, die vom Empfang der Eucharistie ausgeschlossen sind: mit Wiederverheirateten oder mit den Brüdern oder Schwestern anderer Konfession,
- oder mit denen, die sich nicht wohl oder beheimatet fühlen in der zuständigen Pfarrgemeinde, in ihrer Kirche,
- mit denen, die in ihrer Kirche oder durch ihre Kirche Verletzungen und Leid erfahren mussten
- mit denen, die zweifeln, grübeln, suchen und sich nicht oder nicht mehr zugehörig fühlen
- mit denen, die nicht verstehen und nachvollziehen können, was in dieser Kirche gelehrt, gepredigt und gefeiert wird.

Die übliche katholische Sonntagspflicht, von der wir Katholiken derzeit ja noch ausgenommen sind, beschreibt das Fortbleiben - ob bewusst oder unbewusst, ob selbst verschuldet oder kirchlich bedingt - immer als defizitär.

Dabei könnten wir, wenn wir dieses Gefühl der Solidarität annehmen und vertiefen, wieder mehr lernen

- die Sprache der Menschen zu sprechen und von Gott und seiner Frohen Botschaft so zu sprechen, wie sie es verstehen können;
- unsere Gebote und Rituale zu erklären und mit neuem Leben zu füllen, auch auf manches, was nicht mehr verständlich und nachvollziehbar ist, zu verzichten;
- Zweifel und Grübeln ernst zu nehmen und nicht abzutun, ja auch darin die Wege Gottes zu erkennen;
- verletzende Strukturen und den Missbrauch von Macht zu überwinden, von einer drohenden, abfälligen, diskriminierenden und gnaden-lose Sprache abzusehen;
- nach den Bedürfnissen der Menschen zu fragen und nicht die Menschen an ein bestehende System anpassen zu wollen;
- bewusste Brücken zu denen zu bauen, für die in unserer Gemeinschaft kein Platz zu sein scheint;
- wenn sie selbst nicht kommen können, zu den Kranken, den Abhängigen, den Gefangenen, den Obdachlosen, den Fremden.

Papst Franziskus hat es am Gründonnerstag 2013 folgendermaßen formuliert: Er hat die Kirche dazu eingeladen, sich nicht nur den „geografischen“ Grenzen, sondern auch den “Peripherien der Existenz“ zuzuwenden, wo Schmerz und Ungerechtigkeit herrschten. Sie müsse auch an die Grenzen der Ungerechtigkeit gehen, der Ignoranz, der fehlenden Praxis und an die Grenzen des Denkens.

Wenn Papst Franziskus immer wieder von „Peripherie“ und „Rändern“ spricht, sind meines Erachtens auch die darunter zu verstehen, die nicht da sind: Beim sonntäglichen Gottesdienst, bei der Mainfacht oder dem Bittgang, beim Jugendgottesdienst oder der Wallfahrt, in der Katechese, bei einem Vortag, dem Pfarrfest oder Seniorennachmittag.

Geht hinaus, ermuntert uns Papst Franziskus. „Mir ist eine verbeulte Kirche lieber als eine Kirche, die aufgrund ihrer Verslossenheit und ihrer Bequemlichkeit, sich an die eigenen Sicherheiten zu klammern, krank ist.“, sagt er. Und Tomáš Halík ermutigt uns, gerade in diesen

Corona-Zeiten - aber auch darüber hinaus - mit denen solidarisch zu sein, die nicht dabei sein können oder wollen.

Wer an die Ränder geht, der findet zu sich selbst, der findet zur Mitte der eigenen Botschaft. Der frühere Aachener Bischof Klaus Hemmerle formulierte es einmal so: *„Lass mich dich lernen, dein Denken und Sprechen, dein Fragen und Dasein, damit ich daran die Botschaft neu lernen kann, die ich dir zu überliefern habe.“*

Können darin nicht neuer Sinn, zeitgemäße Worte, kreative Methoden - ja, eine tiefere Glaubwürdigkeit erwachsen? Mehr noch als

- ∂ im reinen Gebet und der puren Frömmigkeit einerseits und
- ∂ im funktionalen Planen, Argumentieren und Beschließen andererseits.

Die Kirchengeschichte zeigt uns meines Erachtens, dass die richtige Balance

- ∂ zwischen „ora“ und „labora“,
- ∂ zwischen „contemplation“ und „actio“,
- ∂ zwischen Mystik und Politik,
- ∂ zwischen Maria und Marta

unseren christlichen Glauben besonders lebens- und liebenswürdig macht.

Ich bin der Überzeugung: Dass Kirche aus ihrer Krise kommt, dass eine Reform der Kirche gelingt oder gar dass wir wachsen und zulegen, schaffen wir nicht durch intensives Beten, nicht durch alleinigen Rückzug in den Altarraum und auch nicht durch professionelles Planen, allein durch die Diskussion am Konferenztisch.

Kirche wird auf dieser Welt ohnehin nie „fertig“, „vollendet“, „mustergültig“, „vorbildlich“, „perfekt“ sein. Sie ist eine Dauerbaustelle. Der Krisenmodus gehört letztlich zum Kirche-Sein dazu. *„Ecclesia semper reformanda.“* - *„Die Kirche muss sich immer wieder erneuern.“* Diese Forderung aus reformatorischer Zeit hat sich auch die katholische Kirche im 20. Jahrhundert zu eigen gemacht.

Es ist vor allem der beständige Weg zu den Menschen, wie in der heilige Franziskus und viele andere Heilige vorgelebt haben, der die Kirche voranbringt, sie sich erneuern und immer wieder glaubwürdig werden lässt.

Auf diesem Weg finden wir immer wieder neue Antworten auf die Fragen:

∂ was brauchen die Menschen und

∂ was brauchen wir, um die Menschen für die Frohe Botschaft zu begeistern?

Missbrauchskandale, Kirchenaustritte, leere Kirchen, Priestermangel, Lock-Down - eine Hiobsbotschaft jagt die nächste. Das bisher Gewohnte und Vertraute steht zur Disposition. Doch vor allem die Nähe zu den Menschen - gerade zu denen, die eigentlich gar nicht da sein und die wir vermissen- lehrt uns immer wieder neu, Kirche zu sein.

Natürlich muss auch mich als kirchlicher Mitarbeiter anfragen und hinterfragen lassen. Es ist gar nicht so leicht, in seinen Gewohnheiten umzusteuern. Aber auch ich werde mir einmal wieder die Frage stellen: Mit wem will eigentlich ich meine Solidarität zeigen und leben?

***Christian Schrödl***